

# Lieb Vaterland.

Roman von Rudolph Strauß.

(14. Fortsetzung.)

„Komm, gib mir die Hand, Daisy! Sag, daß Du mir nicht mehr böse bist! ... Es kann doch einmal passieren! ... Es kommt nicht wieder vor! ... Wir fahren jetzt zusammen nach Paris zurück! ... Warum schüttelst Du denn schon wieder den Kopf? ... Ich geh' nicht mehr nach Paris! ... Es war das erste, was sie sprach. Es klang leise und gequält. Karl Feddersen zog aufmerksam die Augenbrauen hoch, so wie wenn man bei einer finanziellen Konferenz nach dem einleitenden Hin und Her auf den Hauptpunkt kam.

„Wohin möchtest Du denn?“  
„Das weiß ich nicht!“  
„Dem Gesetz nach gehört eine Frau doch hin, wo ihr Mann und ihr Kind ist!“  
„Der Junge kommt auch nicht wieder nach Paris!“

Um die Lippen ihres Mannes war ein nachsichtiges, fast mitleidiges Lächeln. Er beugte sich vor und forschte gedämnert:  
„Aber Liebste! ... Bist Du ... was erzählst Du da für Märchen? Das hast Du doch von vornherein sagen müssen, daß ich nie auf meinen Sohn und das Haus Feddersen auf seinen Erben verzichten werde!“

„Ihr müßt!“  
„Nein, Margot! Ich bin da! Wir sprechen uns aus! ... Du verzichtest mir, und alles ist gut!“  
Wieder streckte er seine schwere weiche Hand ihr entgegen. Sie machte keine Bewegung, sie zu ergreifen. Sie war so bleich geworden. Sie verzehrte mühsam:

„Ich will mit dem Jungen in Deutschland leben — meinewegen von meiner Hände Arbeit. ... bis das nächste französische Konsulat sich in dies Stilleben einmisch! Ah, ma chère, il y a encore des juges a Berlin! ... Also, wenn Du soich ein Messer treiben gegen Dich provozieren willst! ... über kurz oder lang bin ich im Besitz meines Sohnes. Das garantiere ich Dir!“

Sein Ton hatte sich geändert. Er hatte jetzt eine nachlässige Bestimmtheit. So pflegte Karl Feddersen im Kontor bei wichtigen Unterredungen mit dem Bleistift auf die Tischplatte zu klopfen, als poche er auf seine Kapitalien und seine Stellung und vertiehe dadurch seinen Worten das rechte Schwergewicht. Margarete sentte den Kopf. Was er da schroff aussprach, war wahr: Wie sollte sie, schuglos, heimatlos, geldlos, erwerbslos, auf die Dauer ihr Kind gegen ihn verteidigen, dem Gesetz und Behörden zur Seite stehen?

Ihr Mann war jetzt so weit, daß er sich, mit einem flüchtig fragenden Blick auf sie, eine Zigarette anzuzünden erlaubte. „Verzieh das eine nicht, Margot!“ sagte er dabei trocken, „man muß nie den Bogen überspannen. Sonst kommt ein Rückschlag. Ich miszbrauche auch nie eine günstige Konjunktur. Also treibe mich nicht bis zum äußersten!“

Bemüht, seinen Zügen wohlwollenden Ernst zu verleihen, setzte er hinzu:  
„Und vor allem, denke an unseren Sohn! Ihm sein Elternhaus zu erhalten, ist unsere heilige Pflicht! Wegen die müssen wir unsere persönlichen Verstimnungen und Enttäuschungen zurücklassen. Wenn Dir die Rückkehr nach Paris so schwer fällt, so muß Du Dir eben denken, daß das ein Opfer ist, das Du Charles-Jwan zwan!“

Sie war auf dem Stuhl in sich zusammengekauert und hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Plötzlich brach sie in ein leidenschaftliches, verzweifeltes Weinen aus. Die ganze Zeit hatte sie dagegen angekämpft, um ihrem Mann keine Schwäche zu zeigen. Dieser Tränenausbruch jetzt galt nicht nur dieser Stunde. Es war das Leid eines ganzen Lebens, das sich in blindem Schluchzen entlud. Es wollte nicht enden. Karl Feddersen wartete. Er ging unbehaglich im Zimmer herum und warf zuweilen einen nervösen Blick auf die junge Frau. Er war ärgerlich. Er hatte schon gehofft, die leidige Geschichte glatt abzuwickeln. Er verfuhrte, ihr zuzureden. Sie hörte von Zeit zu Zeit seine halb-lauten, trivialen Beschwichtigungen: „Margot! ... Ich bitte Dich: sei vernünftig! Margot! ... nimm Dich doch zusammen! Man hört Dich ja nebenan!“ und schluchzte dann nur wider auf.

Endlich hob sie mit einer zögernden Bewegung ihr blasses, nasses Gesicht von den Knien zu ihrem Mann empor, der ungeduldig vor ihr stand.  
„Bitte! ... lasse mich jetzt allein!“ murmelte sie erschöpft.  
„Aber erst Deine Hand, Margot — als Zeichen, daß alles in Ordnung ist!“  
Er nahm ihre Hand, führte sie an die Lippen und zog sich rüchlichsoß, mit einem halben Lächeln, zurück.

Er glaubte, für heute genug erreicht zu haben. Margarete sah, als er gegangen, lange noch da, die Hände im Schoß, ohne sich zu rühren, in einer tiefen Trauer, einer wachsenden Weisheitslosigkeit, die sie schließlich ganz übermannete. Sie sagte sich: Er wird wiederkommen — morgen — übermorgen — immer wieder. Er wird mich immer wieder fragen: Willst Du mit mir nach Paris zurück? bis ich schließlich „Ja“ sage, weil ich keine andere Wahl habe, weil ich keinen Ausweg weiß, weil ich tun muß, was ich nicht beantworten kann.

„Ja, ich werde.“ „Ja“ sagen. Ich fühle es: ich bin zu schwach. ... zu matt. ... zu ert in mir und meinem Leben. Vom Leben enttäuscht vom Leben verbittert. ... Und ist es nicht auch Angst vor dem Leben? Die leidige Gewohnheit an Fülle und Glanz? Sie wagt keine Antwort darauf. Was half die Reue? Da draußen vor dem Fenster war der helle Morgen, war der Frühling. Grüne Büsche bogten sich im Steppengrüne. Ein Blatt war losgerissen. Es flog an den Scheiben vorbei, lustig tanzend und sich drehend, heuerlos ins Weite. Margarete Feddersen sah ihm nach und dachte sich: „So fahr' auch ich durchs Leben. Ohne Ziel. Ohne Halt. Und nach außen hin sieht's aus wie ein Spiel. ... Er hilft nichts. Ich hab verspielt! In kurzem bin ich wieder in Paris.“

„Ich finde wirklich gar nichts daran, wenn Sie auch einmal bei mir Tee trinken, Cousine Margot.“ sagte Alphonse Feddersen gemächlich. „Sie haben so schöne Augen! Sie brauchen sie gar nicht vor Enttäuschung noch größer zu machen! ... Erstens bin ich ein ganz harmloser Mensch! Das werden Sie doch bemerkt haben, seit wir nach Ihrer Rückkehr aus Potsdam gute Freunde geworden sind! Als „bête noire“ gelle ich nur bei Ihrem Mann und bei der Firma Feddersen — der Reiz, weil ich nicht arbeite — „la fourmi et la cigale“. Zweitens kommen Sie doch natürlich nicht allein, sondern mit Ihrer Mostauer Schwägerin. Außerdem laden wir noch eine Dritte im Bunde ein. Ihre Freundin Lisa zum Beispiel!“

„Lisa Campbell? Die kennen Sie ja kaum!“  
Der Vetter zog die schwarzen Augenbrauen hoch.  
„Lisa? Ich bitte Sie! Es ist doch eine Cousine von mir. Sie macht nur wenig Gebrauch davon. Sie ist doch eine geborene Brettschneiderin und Brettschneider und Prausnied in Westerbürg. Der Großvater stahl glücklich während des Krimkrieges — daher das viele Geld!“

„Sie wissen, Vetter, daß ich diesen Ton nicht aussprechen kann!“  
„Verzeihung!“ sagte Alphonse Feddersen reumütig. „Sie haben recht. Sie sind überhaupt viel zu schade für diese Stadt und diese Menschen. Also Sie kommen nachmittags zu einem Coupentaffee? Ganz phlegmatisch. A Kallemandel! Mit Kapuzinchen und Beilchensträußchen. Bitte, bitte! Ich bin doch jetzt auch so viel bei Ihnen!“

„Ja, ich frage mich auch, warum!“  
Der Vetter ließ weich seinen Blick auf der jungen Frau ruhen, die ihm im Dämmern der gegen die Sonnenglut halbgeschlossenen Jalousien in ihrem weißen Kleid gegenüber-saß.  
„Sie tun mir leid!“ sagte er. „Sie sind so einsam. Niemand kümmert sich um Sie. Seit Sie nach Ihrer Rückkehr aus Potsdam Ihrer lieben Schwägerin Madge den Stuhl vor die Tür gesetzt haben, sind Sie doch bei der ganzen Clique in Acht und Bann!“

„Das ist mir völlig gleichgültig!“  
„Und unser guter Charles interessiert sich momentan nur für die Ergläger im Rif. Er betätigt seine Reue durch doppeltes Geldverdienen. Er ist wieder so respektabel wie sein Hauptbuch. Sie können es mir glauben. Mir macht er doch nichts vor!“  
„Ich habe Sie nicht beauftragt, ihn zu überreden!“  
„Können Sie es denn, Sie arme, kleine Frau?“ Alphonse schüttelte mitleidig den Kopf. „Nicht zehn Schritt weit kommen Sie auf eigenen Füßen durch Paris. Jeder Gamin schlägt Ihnen ein Schnippchen. Sie sind aus viel zu feinem Stoff. Also wie gesagt: Ihre Verwandten wollen nichts mehr von Ihnen wissen. Ihr Mann läßt Sie allein. Es geht Ihnen wie mir! Sie haben zu viel freie Zeit! Und für solche leeren Stunden bin ich doch immer besser als nichts!“

Alphonse Feddersen schaute wieder mit träumerischem Lächeln durch das kleine Boudoir und hinaus auf den Sonnenglanz und das Menschengewimmel der Avenue du Bois de Boulogne.  
„Es sieht sich gut bei Ihnen, Cousine Margot! Und brauchen zieht die Welt vorbei. Bunt und dumm wie eine Seifenblase! Sehen Sie mal die Amerikanerinnen mit den Riefenhil-

fen! Was die hier noch wollen! Die Saison ist doch vorbei! Es ist doch schon Anfang Juli!“  
„Warum nicht Sie denn da noch hier?“  
— Es lag ihm auf den Lippen: „Wegen Ihnen!“ Aber er begnügte sich damit, Margarete stumm anzusehen!

„Ich habe nirgendwo was auf der Welt verloren!“ sagte er dann. „Selbst mein natürlicher Landesvater, der Fürst von Monaco, würde mich nicht vermissen, wenn ich einmal in den Spielfäden fehlte. Entre nous: Ich spiele eigentlich nur noch, um die Feddersens zu ärgern.“  
„Was haben Sie Ihnen denn getan?“  
„Sie sind da! Das genügt. Außerdem verachten Sie mich. Sie verachten Sie auch, Cousine Margot! Sie werden ewig die arme Schwägerin aus Deutschland bleiben und ich der Müßiggänger der Familie. Wir sind beide Opfer der Krämereien!“

Die junge Frau beugte sich vor und goß ihm Tee ein.  
„Das ist das Neueste, Vetter, daß Sie sich auch noch mit mir identifizieren!“  
„Ich nicht! Das Schicksal hat uns beide als die Duffider der Firma Jwan Feddersen und Söhne zusammengeführt. Wir sind Leidensgefährten. Warum sollten wir uns da nicht gegenseitig trösten?“  
„Ich brauchte gar keinen Trost! Ich sag' mir selber, was ich mir vielleicht manchmal sagen muß!“  
„Aber hilft es Ihnen auch? Ich glaube, wir tranken beide am Leben, Cousine Margot!“

Er hatte ernst und gefühlvoll gesprochen. Sie lachte nur auf und reichte ihm die Zuckerschale. Er sah schmerzhaft dorein.  
„Sie tun mir weh, Sie nehmen mich nicht ernst! Es ist mein Schicksal. Ich bin abgestempelt seit Jahren! Ich kann mich nicht mehr ändern, weil sich die Meinung über mich nicht mehr ändert. Aber Ihnen würde ich wenigstens gerne in besserem Licht erscheinen.“

Er stand plötzlich auf und griff nach seinem Zylinderhut, um sich zu empfehlen.  
„Glauben Sie, es ist viel an mir gefündigt worden, Cousine Margot. Niemand hat mich, je den Ernst des Lebens gelehrt. Ich habe nie ein richtiges Vaterhaus gehabt. Sie wissen: meine Eltern lebten getrennt. Zwanzig Jahre habe ich meine Mutter darunter leiden sehen, ohne ein Wort der Klage. Sie war eine heilige. Wenn man mir jetzt Frivolität vorwirft: Ein Mann, der solch eine Mutter hatte, kann nie wirklich die Ehrfurcht vor den Frauen verlieren.“

Er findet nur zu schwer die Frauen, die solch eine Ehrfurcht verdienen!“  
In seinen schwermütigen Augen stand zu lesen: „Du bist solch eine Frau!“ Dann änderte er den Ton und zeigte lachend seine Zähne.  
„Adieu, Cousine! Auf Wiedersehen bei mir! Ich muß jetzt Ihre Schwägerin Lubow ins Konzert schleppen!“

Madame Lubow Feddersen, die Gattin Nitobais, war eine imposante, blonde Slavine, mit dem verächtlichen Ausdruck einer russischen Schönheit für ihre Jugend schon zu fortpulst und voll gesunden Phlegmas, obwohl sie sich eines Lebens wegen in Paris trübselt, sich dabei nach Moskau zurücksehnte und aus Langeweile den ganzen Tag Zigaretten rauchte und Süßigkeiten aß. Das tat sie auch jetzt, einige Tage später, in der Wohnung Vetter Alphonse. Sie hatte gar keine Scheu vor dieser Höhe des Löwen. Ob er oder eine alte Tante ihr die Honneurs von Paris machten, war ihrem schlaftrigen Temperament ganz gleich. Sie war froh, jemand zu haben, mit dem sie Russisch reden konnte; sie verstand nun einmal kein Wort einer anderen Sprache. Außerdem waren ja auch die Schwägerin Margot und Lisa Campbell da. Die drei jungen Frauen saßen um den Teetisch. Die blumengeschmückten sommerlichen Riefenhüte nickten, ein feiner Hauch von Parfüm schwebte über dem Rascheln der dunklen Kleider. Sie lachten und schwätzten und waren doch ein wenig aufgeregt, die beiden Pariserinnen und, durch sie angeleitet, schließlich auch die Russin. Es war immertin keine Kleinigkeit, bei Vetter Alphonse zu Gast zu sein, von dessen Wohnung und ihren Geheimnissen man sich sonst im Familienkreis nur vom Hörensagen käufte Geschichten zuraunte. Aber es war, wie immer in solchen Dingen, eine Enttäuschung. Die Vorderzimmer, in denen er seine Cousinen empfing, unterschieden sich in nichts von dem Interieur irgendeines anderen reichen Junggesellen. Und was sonst noch Merkwürdiges vorhanden sein konnte, das vielberufene türkische Badezimmer, das fensterlose marokkanische Rauchtabak — diese Geheimnisse zeigte er nicht. Sein Quartier lag in einem Schhaus des Boulevard des Italiens und einer Seitengasse, mitten im nervenschüttelnden Lärm der Weltstadt. Er war sonst auch darin Pariser geworden, daß seine Ohren sich gegen Geräusche völlig abgestumpft hatten. Er fühlte sich hier sehr wohl. Er sah mit einem gönnerhaft gutmütigen Lächeln zwischen den drei hübschen und überleganten, in kostbaren Schmuck stimmenden jungen Frauen, einhäufig wie ein Papa unter seinen Töchtern. Er hatte absichtlich etwas Schwieriges an sich. Er hatte einige Schwierigkeiten mit der Unterhaltung, denn er mußte abwechselnd mit der Mostauerin Russisch, mit Margarete Deutsch reden. Nur Lisa Campbell verstand beide Sprachen gleichmäßig. Nun war er wieder mit Madame Nicolai Feddersen beschäftigt. Er bemerkte etwas zu ihr, mit einem Seitenblick auf Margarete. Die sahr nervös auf:

„Lisa, was hat er eben von mir gesagt?“  
„Ach nichts!“  
„Erzähl' es doch!“  
Die kleine Petersburgerin lachte. „Er hat gesagt, Du seist die hübschste Frau von Paris!“  
„Hast ich nicht recht?“ verzogte der Vetter Alphonse auf deutsch, ohne mit der Wimper zu zuden, und vor seinen Gästen seine eigens präparierten Damentigaretten aus Teelätzchen. „Ich erwähnte diese allgemein anerkannte Wahrheit auch nur, um meine Nachbarin zur Lintun etwas zu beleben. Sie heißt Lubow Lubow heißt auf deutsch: Liebe Jun sehen Sie dies Pflegma! Benezenswert, nicht? Wenn man uns Liebe getraut hätte ...“ Er lenkte rasch ein, da er sah, daß Margaretes Stirn sich umwölkte. „Aber das hat sie von ihrem Vetter. Ein Russ, wie er im Buche steht! Er heißt noch den Jucker, ab und dreuzugig sich, eh' er den Tee aus der Untertasse trinkt!“

Er wandte sich wieder der Mostauerin zu. Margarete hand auf und sah sich in der Wohnung um. Nebenam war ein Eckraum, den Vetter Alphonse die Sitze hatte, als sein Arbeitskabinett zu bezeichnen. Auf dem Tisch lagen Revuen in vier, fünf Sprachen, Broschüren und Bücher. Sie nahm ein paar zur Hand. Sie waren alle aufgeschritten, zuweilen die Seiten umgebogen. Er mußte doch in seiner oberflächlichen Art vielerlei Interessen haben. Das erstaunte sie. Sie hätte es ihm nicht zugetraut. Auch die Bilder an den Wänden, die Bronzen und Marmorstatuetten zeugten von ausgesprochenem Kunstgeschmack. Dana sah sie wieder etwas Neues auf dem Schreibtisch, so daß sein Blick zu jeder Zeit darauf fallen mußte, hand die Photographie einer alten Dame, offenbar seiner Mutter. Ein frisches Beilchensträußchen lag davor und verbreitete seinen garlen Duft: das rührte sie brimlich. Dabei erzählte er eben nebenam auf russisch eine offenbar recht gewagte Geschichte, denn Frau Lubow lachte so herzlich, wie sie es nur bei solchen Gelegenheiten tat, und die kleine Petersburgerin schaute so streng, als es ihr zartes Kindergesicht erlaubte, an ihn, vorbei in die Ecke. Dann stand er plötzlich neben Margarete. Er war ganz ernst. Er nickte ihr zu.

„Die Blumen vor dem Bild legen jeden Morgen frisch hin!“ sagte er. „Das ist eine alte Angewohnheit von mir seit vielen Jahren.“  
Im selben Augenblick beinahe schon schlug seine Stimmung wieder ins Gewöhnliche um.  
„Kommen Sie!“ bat er. „Die beiden drinnen sind zum Morden langweilig. Helfen Sie mir!“ Und während er sie an seinem Arm zurückführte, flüsterte er: „Ich bin so froh, daß Sie einmal bei mir waren. Das ist für mich und diese Räume wie eine Art Weisheit. Sie wissen ja gar nicht, welche Macht Sie über mich besitzen. Ich werde durch Sie in anderer Mensch. Ich habe nie geahnt, daß einem eine Frau so im reinsten Sinne Freund werden kann!“

„Margot!“ rief Lisa Campbell plötzlich, als sie wieder um den herbeulenden silbernen Samowar und die Zederschale mit Früchten und Süßigkeiten zusammensahen, und klatschte in die Hände. „Gott sei Dank!“  
„Was denn?“  
„Eben hast Du gelacht! Zum erstenmal, seit Du aus Deutschland zurück bist ... Nun wirst Du doch endlich wieder die Alte!“  
„Ah, Unfimm!“  
„Sei doch froh! ... Du und die Kopfhänger! ... das geht doch auf die Dauer nicht zusammen!“  
Margarete Feddersen lachte wirklich. Sie fühlte sich sonderbar frei und leicht.

„Gott, Kinder — warum soll man denn schließlich nicht vergnügt sein?“ sagte sie. „Das Leben ist ja so kurz. Es lohnt sich kaum der Mühe.“

Diese Stimmung zwischen Hebermut und Traurigkeit blieb in ihr. Als das Gespräch wieder einmal in das Russische umgeschlagen war, trat sie allein auf den kleinen Balkon hinaus. Es ging schon gegen Abend. Das Blau des Himmels war verbläßt, die Luft voll eines feinen, silbergrauen Staubs, im Westen, gegen Verfalltes zur, über dem Häusermeer lag eine feurige Glut. Tief unter ihr, auf dem breiten Boulevard, donnerte und brausete Paris. Die Menschen schimmerten schwarz wie ein

Ameisenhaufen — verworrenes Geräusch drang aus dem sprudelnden Grund — Rädergerassel — das Geläute der Zeitungverkäufer — Deuzième Edition!“ Die ersten Laternen blinzelten auf. Dazwischen bunte Farbensfäden — die Körbe der Blumenhändler. Ein halboberwechter süßer Hauch glitt da empor, schwebte träumerisch über Lärm und Leben ... gab Mut. ... Noch war das Leben da. ... tausendgestaltig winkte es! Die alle da unten lebten. Warum nicht auch sie da oben, die einsame junge Frau?

Drinnen schwätzten und lachten sie weiter. Sie gestellte sich zu ihnen. Sie machte mit. Sie war in übermühtiger Laune. Alphonse Feddersen bewachte gegen sie eine eberbetigete, zarte Förslichkeit, die ihr wohl tat. Es plauderte sich gut mit ihm. Sie dachte, wohl in ein Ungemüt von ledernem Klüßel zurückgelehnt, die tonische kleine Teezigarette zwischen den Lippen, nicht an das Fortschreiten der Zeit. Aber ihre Freundin Lisa sah auf die Uhr, raffte eilig den Orchideenbüschel von ihrem Platz zusammen, steckte ihn an die Brust und sprang auf.  
„O Gott, ich muß heim!“ sagte sie. „Reginald wartet!“

Sie hatte große Angst vor ihrem Mann, obwohl dieser hartgesottene Pantee mit den grausam dünnen, glattstrahlenden Lippen gegen sie die Rücksicht selber war. Margarete schloß sich ihr an. Die Automobile der jungen Frauen harrten auf der Straße. Der Vetter Alphonse kam eilig hinterher das Treppenhäuser unter. Er hatte eben noch rasch mit der blonden Russin zu tuscheln gehabt. Die ging nur, weil die anderen gingen. Sie wäre ebenfogat auch bis zwei Uhr nachts sitzen geblieben. Ihr war alles recht. Jetzt hand Alphonse Feddersen da, lächelte und winkte dankend zum Abschied mit der Hand. Und während Margarete ihm noch einmal zunickte und ihr Coupé in das Grau des Boulevards hinaus-schob, beschlich sie eine sonderbare Traurigkeit, wie der Abschied von einer Kameradschaft. Sie zog fröstelnd den lichtgrünen Seidenburnus enger um die Schultern. Unter ihr jurrten die Gummireifen. Vor den Scheiben tanzten schattenhaft Gaslaternen, Menschen, Bäume vorüber. Die Welt wurde immer dunkler, immer einsamer, je weiter man hinaus bis in die Avenue du Bois de Boulogne kam. ...

Als sie und ihr Mann sich einige Tage später allein daheim bei Tisch gegenüber-saßen, im hellen Kerzenlicht, er im Frack und weißer Binde, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, sie mit bloßen Schultern, ein dicles Perlenkollier um den weißen Hals, da begann Karl Feddersen:  
„Hör' mal, Margot: Was war denn das für eine Geschichte nachmittags bei Alphonse? Davon hast Du mir ja gar nichts erzählt? Ich höre jetzt erst nachträglich von deiner Seite.“

„Sag' doch lieber gleich: von Madge!“  
„Gleichviel von wem. ... natürlich: es waren ja auch die anderen da. Aber trotzdem ... es gibt Dinge, wo man auch den Schein vermeiden sollte.“

Die schöne junge Frau ließ die Gabel sinken und sah ihn frostig über den Tisch hin an.  
„Das ist das Neueste!“ sagte sie, „daß Dir etwas nicht recht ist, was ich tue! Du hast doch sonst darin solch einen göttlichen Gleichmut!“  
Er schlug ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch.  
„Ich habe Dir meinerseits strengste Korrektheit versprochen und halte sie ein!“ verzette er scharf. „Aber ich verlange sie auch von Dir! Und wenn es auch nur Vetter Alphonse ist ... gewiß ... ga ne tire pas a consequence ... Aber ich wünsche nicht, daß Du Dir eigenmächtig diese kleinen Freiheiten nimmst. ... durchaus nicht!“

In ihr war ein sonderbarer leiser Triumph. Ein Ahnen wiedererwachender Macht über ihn, wenn das da drüben Eisfuch war. ... Sie dachte sich: Mein Gott! ... Ich bin ja so vernarrt. ... Ich bin ja so enttäuscht! ... Ich will ja auch jetzt noch, noch, nach allem, nichts anderes als ihn! Ich hab' es gelernt, bescheiden zu sein! ... Aber die Zeit, wo sie freudig die Hände ausstreckte, um eine Gnade von ihm zu empfangen, war vorüber. Sie verzette in kühlem Trost:  
„Mein lieber Charles, ... ich nehme solche Verhaltensmaßregeln nicht an!“

„Was?“  
„Entweder man hat einen Mann, der sich um einen kümmert, oder einen, der das nicht tut. Ich habe das letztere. Aber dann verlange ich auch Vertrauen. Das ist das geringste, was man mir zubilligen muß. Lasse Dir das gefälligst gesagt sein! Ein für allemal!“

„Als Deine Frau hab' ich längst hier keine Stellung mehr. ... Die hast Du selber preisgegeben, seit Jahren, in jeder Art. Meine Stellung suchst Du allen gegenüber hab' ich nur als Charles-Jwans Mutter. Und aus der nehm' ich mein Recht, vor mir zu verantworten, was ich tue!“

„Aber es gibt gewisse Rücksichten, ma chère.“  
„Wer nimmt denn auf mich Rücksichten? Wer dankt denn mir etwas! Wenn ich auf meinen eigenen Füßen steh', so hab' ich's gewollt und mich dazu gebracht!“  
„Du bist auf einmal ein ganz anderer Mensch, Margot!“  
„Gar nicht!“ sagte Margarete ruhig und schob ihren Stuhl zurück, um sich zu erheben. „Ich lasse mich nicht unterliegen! ... Ich bin darüber hinaus! ... Da hättest Du Dir eine Frau von anderer Herkunft suchen sollen! Wir in Preußen sind aus sähem Holz!“

Karl Feddersen schwieg, als sie zusammen in den kleinen Salon hinübergingen. Er war betreten. Dann sammelte er sich. Er hatte jetzt andere Dinge im Kopf. Er schob mit seiner gewohnten Kühle den Zwischenfall zur Seite. Er hing wieder an, von Geld zu reden.  
„Heißt wird es nachgerade in Paris!“ sagte er, sich eine Zigarette anzuzünden. „Unertüchlich! Ich wollte, ich könnte schon mit Dir weg! Aber die Geschäfte sind augenblicklich auf einem Punkt. ... Ich möchte nur wissen, wer die Deutschen erfinden hat! Ueberall sind sie einem in der Quere. Da steht jetzt wieder dieser Generaldirektor Malloney in Paris. In Geschäften mit uns. Kein Vergnügen.“

„Vertragt Euch doch!“ erwiderte Margarete gleichgültig.  
Er machte ein nervöses Gesicht.  
„Wie wenig Lutz dieser Malloney hat!“ sagte er, „kannst Du schon aus folgen dem ersehen. Er wußte sich keinen anderen Begleiter und Berater nach Paris mitzubringen als Moritz Linemann! Nun bitte ich dich Dich. ... Malloney ist ja, scheint's, über das Nähere nicht orientiert, aber so viel weiß er doch, daß wir seinerzeit Herrn Linemann für uns gewinnen wollten und dieser es brüht abgelehnt hat!“

Sie war bei dem Namen zurückgeduckt.  
„Du hast Du jetzt mit ihm zu tun?“ fragte sie tonlos.  
„Ah non, ma chère! Das sehte mir gerade noch. Das lehnte ich von vornherein energisch ab. Herr Linemann scheint auch selbst gar nicht diese Absicht gehabt zu haben. Er hält sich ganz im Hintergrund. Er bleibt unsichtbar. Er kann wohl nichts dafür. Er ist Angestellter einer Aktiengesellschaft. Er muß seine Vorgesetzten begleiten. Die kommen offenbar ohne ihn nicht mehr aus. Er hat sich, scheint's, in seinem Konzern eine sehr starke Position geschaffen. Unertüchlich bleibt! Ich tuen, es nicht leiden, wenn einem geschäftliche und persönliche Beziehungen durcheinanderlaufen. Es trübt den klaren Blick.“

Er brach ab und kam nicht mehr auf das Thema zurück. Aber in Margarete klang es nach, die nächsten Tage, die folgende Woche. Es war ein selbstames Gefühl, sich mit Moritz Linemann zusammen in derselben Stadt zu wissen, in dieser Riesentstadt, in deren Millionenengemimmel man sich doch fernher war als über Länder und Meere hin, zum Atome im Weltall — ein Zufall, wenn man sich einmal begegnete.

Sie fürchtete sich vor diesem Zufall. Aber sie tat nichts, um ihm aus dem Weg zu gehen. Heimlich poche ihr Herz, wenn sie den heißen Staub der inneren Boulevards einatmete, die schattigen Kolonnaden der Rue Rivoli durchschritt, die Mittagsglut des Vendome-Platzes, des Tuileriangartens kreuzte. Das waren die Stadtteile, in denen sie ihre Einkäufe in den Läden machte, und in denen zugleich das Fremdenleben, der Geschäftsverkehr der Ausländer sich abspielte. Zuweilen, wenn sie in der Ferne einen mit breiten Schultern die Franzosen überragenden Herrn in Zivil sah, der etwas schwerfällig und aufrecht seines Weges ging, dachte sie, er wäre es. Aber es war jedesmal irgendein unbekannter deutscher Landsmann, der sich die Beine auf Pariser Pflaster vertrat und der schönen schwarzäugigen, jungen Frau — seiner Meinung nach ein Vollbluttyp der Pariserin — bewundernd nachschaute. Unmöglich wurde sie ruhiger. Wahrscheinlich verließ Moritz Linemann tagtäglich sein Zimmer laum, sondern sah über seinen Affen und Tabellen im Hotel. Oder schrieb an seine Braut.

Eine heiße, wilde Bitterkeit zuckte ihr durch das Herz: Jetzt erlauben sie ihm zu heiraten — jetzt nach fünf Jahren — wo mein Leben verpufft und verloren ist! Seines fängt nun erst recht an. Ich hab' Hoffnung und Glück hinter mir. ...  
(Fortsetzung folgt.)

— Zweideutig. Ich habe gestern meinen Kopf mit Nüngenstrahlen unterfuchen lassen. ...  
„Nichts drinn“ gewesen, wie?“